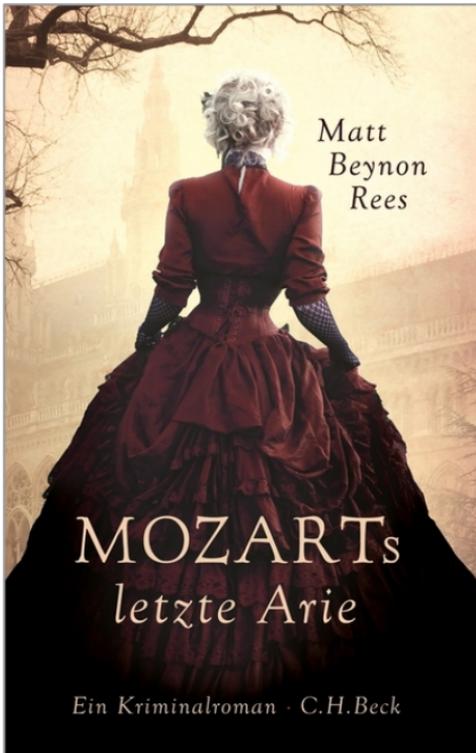


Unverkäufliche Leseprobe



Matt Beynon Rees
Mozarts letzte Arie
Ein Kriminalroman

Aus Englischen von Klaus Modick
318 Seiten, Klappenbroschur
ISBN: 978-3-406-62994-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/9202687>

I
Dezember 1791
St. Gilgen bei Salzburg



Als ich von der Frühmesse in St. Aegidius zurückkehrte, verhüllte Schnee den Gipfel des Zwölferhorns und ließ das Dorf in weißes Schweigen sinken. Als ich mich durch den Garten am Seeufer der Tür näherte, hörte ich, wie der kleine Leopold eins der Menuette meines Bruders auf dem Klavier klimperte. Dass die Musik der einzige Laut dieses Morgens am Wolfgangsee sein würde, ließ mich lächeln. Außer der unverzichtbaren Musik, die mich mit meinem lieben Wolfgang verband, dämpfte der Schneefall jedes Geräusch. Ich fragte mich, ob er wohl in diesem Moment zusah, wie das gleiche sanfte Schneetreiben die Straßen Wiens einhüllte.

In der Diele nahm Lenerl mir den Pelz ab und händigte mir einen Brief aus, den der Amtmann des Dorfs, der am gestrigen Abend spät aus Salzburg zurückgekehrt war, zugestellt hatte. Ich orderte eine heiße Schokolade und zog mir einen Sessel dicht vor den Kamin im Wohnzimmer. Ich sah zu, wie sich der Schnee zwischen den Fensterrahmen sammelte, und musste lächeln, wenn der Junge im Salon einen falschen Ton anschlug.

Der kleine Leopold war jedoch kaum für die verstimmte Melodie verantwortlich. Das Klavier klang schon schlecht genug, wenn ich darauf spielte. Kälte und Feuchtigkeit der Bergseen des Salzkammerguts hatten das Holz des Instruments verzogen, die Tastatur verklemmt und die Kappen der Ham-

merköpfe schimmeln lassen, sodass ein sauberer Ton ohnehin eine Rarität war. In der Hoffnung, mir damit eine Freude zu machen, verbrachte der Junge trotzdem täglich eine Stunde am Klavier.

Um ehrlich zu sein, gefiel es mir, dass mein Sohn nur so gut spielte, wie es von einem Sechsjährigen zu erwarten war. Mein Bruder hatte mit sechs Jahren natürlich schon seinen ersten Tanz komponiert, und es war der Wunsch meines verstorbenen Vaters gewesen, das Wunderkind in meinem Erstgeborenen wieder auferstehen zu sehen. Doch war das nie meine Absicht gewesen. Im Lauf der Zeit hatte ich es als ärgerlich empfunden, dass mein wahres Glück einzig darin bestehen sollte, am Klavier zu sitzen. Selbst wenn ich mit Freunden Karten spielte oder mit einer Pistole auf Zielscheiben schoss, durchliefen die Finger meiner freien Hand ein imaginäres Arpeggio, weil ich sonst abgelenkt und reizbar gewesen wäre. Der Fluch des Künstlers besteht darin, dass man seine ganzen Fähigkeiten ausschließlich seiner Kunst widmet. Freunde und Familie durchkämmen die Oberfläche deiner Existenz wie ein Fischer auf dem Abersee, doch dein wahres Selbst ist ihnen so unzugänglich wie die Tiefen des Sees. Aber ich lebte schon längst nicht mehr das Leben einer Künstlerin und empfand diese Obsession manchmal eher so, wie ein Krüppel seinen nutzlos gewordenen Fuß spürt.

Ich klopfte rhythmisch auf den Brief, der in meinem Schoß lag. Vielleicht enthielt er Nachrichten von meinem Bruder. Im Winter war es schwierig, über das, was sich jenseits des eingeschneiten Dorfs ereignete, auf dem Laufenden zu bleiben. Die aktuellste Zeitung, die uns erreicht hatte, berichtete, dass eine neue Oper Wolfgangs zur Aufführung gelangen sollte. Aus Wien zurückkehrende Bekannte erzählten mir, dass es um seine Gesundheit nicht zum Besten stehe. Er war häufig krank, und so wünschte ich mir sehr, aus diesem Brief

Kunde von seiner Genesung zu erhalten. Die Handschrift kam mir sehr vertraut vor.

*An Madame höchstpersönlich
Madame Maria Anna Berchtold von Sonnenburg
Wohnhaft im Haus des Präfekten
St. Gilgen
bei Salzburg*

Ich las meinen Namen wie den einer Fremden. Eine Ansammlung von Familiennamen, erworben durch die Ehe mit dem Mann, der im Arbeitszimmer gegenüber der Diele einsam an seiner Buchhaltung arbeitete. Diese Dinge, die mich eigentlich hervorheben sollten, trugen lediglich dazu bei, mich anonym werden zu lassen. Bevor Berchtold mich in dieses abgelegene Dorf gebracht hatte – und damit auch noch eine geografische Anonymität hinzufügte –, hatte ich einen Namen, den jedermann kannte und den ich, ich gebe es zu, in solch ungestörten Momenten vor dem Kamin immer noch auf mich bezog.

Mozart.

Die Erinnerung an diesen Namen tönte in meinem Kopf wie ein Traum. Das weiche Z und das stumme T, mit dem die Franzosen ihn ausgesprochen hatten, als wir in Versailles den Salon Louis XV. betraten. Das lang gezogene, englische A, das ich aus dem Mund des Hofmeisters von König George hörte, als er uns im Buckingham-Palast ankündigte.

Lenerl stellte die heiße Schokolade auf den Tisch und knickste. «Wünschen Sie sonst noch etwas, Madame?»

Ich hob das Kinn, um sie zu entlassen.

Es war abwegig, an die längst vergangenen Reisen durch Europas Hauptstädte zu denken. Wenn ich den Namen schon nicht mehr trug, musste ich doch auch einräumen, dass ich

selbst damals lediglich *eine* Mozart gewesen war. Nur *er* war stets «Mozart» gewesen. Hätte man einen Brief in Mailand oder Berlin mit diesem einzigen Wort adressiert, hätte er meinen Bruder in Wien erreicht. Ich hatte die Taschenuhren und goldenen Schnupftabakdosen geerbt, Geschenke entzückter Aristokraten aus der Zeit unseres gemeinsamen Ruhms als reisende musikalische Wunderkinder. Doch *den Namen* hatte mein Bruder behalten.

Für die Bewohner dieses Dorfs war ich keine Mozart. Nur wenige waren je über Salzburg hinausgekommen, eine sechsstündige Reise durch die Berge entfernt. Was wussten sie schon von den Schlössern in Nymphenburg und Schönbrunn, in denen ich meine Virtuosität am Klavier dargeboten hatte, durch die Gärten flaniert war, mit Königen geplaudert und Kleider getragen hatte, die für Kinder von Kaisern gemacht worden waren? Das Leben der Dörfler reichte nicht über die Kirche hinaus, nicht über das Badehaus, in dem der Arzt ihnen die Zähne zog, und nicht über die Marktbude am See, wo der Küster Rosenkränze und Opferkerzen feilbot.

Selbst Nannerl nannte mich niemand mehr, seit Mama und Papa nicht mehr da waren. Niemand außer ihm, der seit drei Jahren geschwiegen hatte. Obwohl es in unseren letzten Briefen unausgesprochen geblieben war, fürchtete ich, dass die Lieblosigkeit von unseres Vaters Testament, das mir sämtliche Früchte unseres frühen Ruhms zuerkannte, das Band zu meinem Bruder, meinem lieben Hans Pudding, meinem Franz von Nasenblut, zerrissen hatte.

Diese Jahre ohne jeden Kontakt waren, so vermutete ich jedenfalls, für mich schwerer zu ertragen als für ihn. Sollte er je daran gedacht haben, sich die Mühe zu machen, seiner Schwester in ihrem schlichten ehelichen Heim zu schreiben, so gab es doch stets für ihn die Ablenkung eines Salons, in

dem aufzutreten, eines Balls, an dem teilzunehmen, eines Konzerts, das zu schreiben wäre.

In den Genuss solcher Abwechslungen kam ich nie. Gleichwohl freute ich mich über die Rezensionen seiner Opern in den Salzburger Blättern, abonnierte sämtliche Klavierauszüge seiner Werke und spielte sie voller Bewunderung für seine kompositorische Entwicklung. Selbst mein armer zurückhaltender Gatte konnte die Tränen nicht unterdrücken, als ich aus Wolfgangs *Così fan tutte* «Erbarmen, Geliebte, verzeih den Irrtum einer liebenden Seele» sang. Während dieser Jahre des Schweigens tröstete ich mich damit, dass er eines Tages unser Dorf besuchen und wir noch einmal gemeinsam spielen würden.

Ich sang diese Arie, während ich einen Finger unter das Siegel schob und den Brief öffnete. Er war von meiner Schwägerin Constanze.

Mein Gesang stockte auf einem hohen G und verwandelte sich in ein Schluchzen.

Ihr geliebter Bruder ist in der Nacht des 5. Dezembers verstorben, schrieb sie. Der größte Komponist und hingebungsvollste Gatte ruht in einem einfachen Grab auf dem Sankt Marxer Friedhof. Es ist mein inzigster, verzweifelter Wunsch, dort neben ihm zu liegen.

Constanze übermittelte die schrecklichen Einzelheiten. Wolfgang sei einem *akuten hitzigen Frieselfieber* erlegen, was, wie sie erklärte, bedeutete, dass er von einem Ausschlag gequält worden sei, der kleinen weißen Hirsekörnern geglichen habe.

Mein Kinn zitterte, während ich ihre Beschreibung seiner letzten Tage las, das Anschwellen seines Körpers, Erbrechen und Schüttelfrost, das letzte Koma vor seinem Tod eine Stunde nach Mitternacht. Seit einer Woche war er tot.

Ich bekreuzigte mich und murmelte ein Gebet, dass er in die Gegenwart Christi eingehen möge. Ich presste den Brief an meine Brust und weinte. «Wolfgang», flüsterte ich.

Am Klavier stolperte mein Sohn durch ein französisches Wiegenlied, *Ah, vous dirai-je, Maman*. Ich hatte es ihm eines Morgens beigebracht, nachdem ich Wolfgangs herrliche Variationen des Themas gespielt hatte. Die schlichte Melodie stach auf mich ein. Mit einem scharfen Schmerz im Unterleib beugte ich mich vornüber.

Das Klavier verstummte. Leopolds kleine Füße trippelten durch die Diele. In seiner grünen, bis zum pummeligen Kinn zugeknöpften Jacke betrat er den Salon und warf dem Porträt des Salzburger Prinzerzbischofs an der Wand einen Luftkuss zu, weil er wusste, dass mich das zum Lachen brachte. Als er mich umarmte, presste ich seinen Kopf an meinen Hals, weil ich in diesem Moment keine Gesichtszüge ertragen konnte, die denen meines Bruders als Kind so sehr ähnelten. Ich strich ihm die blonden Haare hinter die Ohren.

«Spielst du etwas für mich, Mama?», sagte er. «Meine Finger sind müde.»

«Müde? Es ist doch noch nicht einmal acht Uhr morgens. Hast du etwa nicht einmal mehr Kraft, um heute Unfug zu treiben?» Ich ergriff seine kalten kleinen Hände und hauchte sie an.

Er kicherte. «*Ich* bin ja nicht müde. Nur meine Finger.»

«Ich spiele dir bald etwas vor, mein Liebling. Zuerst muss Mama aber noch einen Brief lesen.»

«Wer hat ihn geschrieben?»

«Deine Tante Constanze aus Wien.»

Da er meiner Schwägerin noch nie begegnet war, zuckte der Junge die Schultern.

«Sieh mal nach, ob Jeannette noch schläft», sagte ich. «Es wird Zeit, dass Lenerl ihr Frühstück macht.»

Bei der Erwähnung seiner vier Jahre jüngeren Schwester grinste er und sprang die Treppe hoch.

Ich schloss die Augen. Im Geiste hörte ich das Dutzend

komplexer Variationen von *Ah, vous dirai-je*, die Wolfgang komponiert hatte, Tempowechsel von *legato* bis *staccato*, die fließenden, mit der linken Hand auf der Tastatur auf- und absteigenden Tonleitern. Ich konnte meinen eigenen leichten Tastenanschlag spüren, das Manuskript sehen, seine zarten Finger, mit denen er in seiner typischen, leicht nach hinten geneigten Handschrift die Noten aufs Papier warf.

Oben protestierte Jeannette dagegen, geweckt zu werden, bis Leopold sie kitzelte und zum Lachen brachte, wie er es jeden Morgen tat.

Ich las weiter in Constanzes Brief. Die langatmigen Berichte über die verzweifelten Gänge ihrer Schwester zu Priestern und Ärzten überflog ich nur; nichts davon schien meinem Bruder geholfen zu haben. Es war höchst zweifelhaft, ob er überhaupt die Sterbesakramente empfangen hatte.

Der Brief ging zurück bis zur Premiere der *Zauberflöte*, der neuen Oper meines Bruders, bis ich mich plötzlich mit Constanze und Wolfgang an einem schönen Oktobertag in den öffentlichen Gärten des Praters befand. Bei der Gelegenheit, las ich, hatte Wolfgang seiner Frau gesagt, er wisse, dass er *nicht mehr lange zu leben habe. Ich bin mir sicher, vergiftet worden zu sein.*

Die Tasse zitterte in meiner Hand. Schokolade schwappte über den Rand. Ich stellte die Tasse so hektisch auf den Tisch, dass sie gegen die Untertasse stieß und umkippte. Meine Finger schmierten Kakao über den Brief.

Constanze schrieb, sie sei nicht in der Lage gewesen, Wolfgang von der furchtbaren Vorstellung abzubringen, dass sein Tod vorherbestimmt sei. Von Zeit zu Zeit hatte er sich wieder so weit erholt, dass er seinen Verdacht als vorübergehende Wahnvorstellungen verwarf. Doch schon bald kehrte er zu der Gewissheit zurück, dass sein Ende nah war – durch die Hand eines Giftmischers. Es betrückte Constanze zutiefst,

dass ihre letzten Monate mit Wolfgang von dieser Schwermut überschattet gewesen waren.

Der Brief lieferte noch einen kurzen Bericht über Wolfgangs Beisetzung im Stephansdom, die sein Freund, der bekannte Musikkenner Baron van Swieten, organisiert hatte. Constanze schloss mit einigen Beileidsfloskeln, aber ich spürte, dass sie eher ihr eigenes schweres Leid zum Ausdruck bringen wollte und annahm, dass ich kaum um den Verlust meines mir entfremdeten Bruders trauern würde.

Ich wollte den Brief schon beiseitelegen, als ich noch eine Seite bemerkte, die zusammengefaltet unter den anderen lag. Ein Postskriptum auf einem kleineren Blatt Papier.

Es könnte sein, dass Dich Klatschgeschichten erreichen, die von der Untreue Deines Bruders mir gegenüber sprechen. Ich flehe Dich an, solchen Verleumdungen keinen Glauben zu schenken. Am Tag von Wolfgangs Beisetzung hat sein lieber Freund und Logenbruder Hofdemel mit einem Rasiermesser seiner Frau Magdalena das Gesicht zerschnitten, die in ihrem Haus hinter dem Judenplatz von Deinem Bruder Unterricht bekam. Der arme Hofdemel hat sich dann selbst das Leben genommen. Unter einigen, deren Schande ewig währen möge, war die Rede davon, Hofdemel habe wegen einer Romanze zwischen Wolfgang und Magdalena in einem Eifersuchtsanfall den Verstand verloren. Manche haben sogar behauptet, der rasende Hofdemel habe meinen geliebten Wolfgang durch Gift ermordet. Ich bitte Dich inständig, alle derart abwegigen Vermutungen zurückzuweisen und gewiss zu sein, dass Dein Bruder bis zu seinem letzten Atemzug ein höchst treuer und hingebungsvoller Gatte und Vater gewesen ist.

Eine ungewohnte Hitze schoss mir ins Gesicht, und mein Gesichtsfeld verdüsterte sich. Meine Erregung trieb mich aus dem Sessel hoch. Als ich aufstand, prasselte das Feuer im Luftzug meines Rocks.

Ich blickte in den goldgerahmten Spiegel über dem Kamin-sims. Auf meiner blassen Haut sah ich nichts als Tod. Wie

Jahresringe eines Baums umgaben Falten meine Augen, kündeten eher von einem erneuten Wintereinbruch als von einem zweiten Frühling. Und dann war *er* da, deutlich zu erkennen in meinem Gesicht, aufgestiegen aus dem Spiegelbild dieser Frau in der letzten Phase ihrer jüngeren Jahre – die ironischen Lippen meines Bruders, seine hervorstechende Nase und seine sanften Augen. Er sah zu, wie ich vom Spiegel wegtaumelte und gegen den Tisch stieß, sodass die Schokoladentasse am Boden zerschellte.

Aus seinem Arbeitszimmer hörte ich, wie mein Mann sich aus Verärgerung über den Lärm räusperte. Ich stellte mir vor, wie die Ärzte in die gleiche nachsichtige Geste der Ungeduld verfallen waren, wenn mein Bruder ihnen erklärte, vergiftet worden zu sein. Schließlich war er trotz allem jemand, der wegen kleiner Verletzungen und Erkrankungen stets das größte Theater veranstaltet hatte.

Gewiss hatte Wolfgang etwas gewusst, was sie nicht wussten. Die Symptome mochten auf hitziges Frieselfieber hindeuten, aber nur für jemanden, der kein böses Spiel vermutete. Hätte dieser Hofdemel ein Mörder sein können? Ich zwang mich dazu, die verwerfliche Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass der Egoismus meines Bruders, der durch die Nachsichtigkeit all derer, die sein Genie bewundert hatten, noch befeuert worden war, seine moralischen Skrupel hinweggefegt und ihn zur Sünde des Ehebruchs verleitet haben könnte.

Sobald ich die Möglichkeit einer Vergiftung für erwägenswert hielt, schockierte mich die Anzahl anderer Mordverdächtiger, die mir in den Sinn kamen. Wolfgang hatte nie gelernt, diplomatisch zu sein, sprach oft freimütig und verletzend, sodass sein Mörder ein Sänger sein konnte, den er verhöhnt hatte. Oder ein konkurrierender Komponist, dem der größere Künstler einen Auftrag weggeschnappt hatte. Dann gab es da auch noch seine ordinäre kleine Frau mit ihrer intriganten

Familie Weber, die meinen Bruder zur Ehe gezwungen hatten. Ich konnte sie mir zwar nur schwerlich als Mörderin vorstellen, doch warum drängte Constanze so sehr darauf, dass ich Wolfgangs Verdacht, vergiftet worden zu sein, als Wahnvorstellung eines getrüben Geistes verwerfen sollte?

In Wolfgangs Leben war alles außergewöhnlich gewesen. Nun verlangte man von mir zu glauben, dass sein Tod so gewöhnlich war, dass man ihn mittels der ärztlichen Diagnose eines Hautausschlages erklären konnte. Das wollte ich einfach nicht glauben.

Ein zweiter Blick in den Spiegel. Ich konnte nicht wegsehen. Meine Augen waren groß und braun, genau wie seine, haselnussbraun. Meine Wangen ein wenig pockennarbig, aber weniger als bei Wolfgang. Ähnelten sich unsere Gesichter denn vollständig? Was von diesen Zügen gehörte allein zu mir? Nicht der Mund mit der schmalen Unterlippe und den leicht süffisant hochgezogenen Mundwinkeln. Auch darin ähnelte ich meinem Bruder.

Während ich ins Spiegelglas schaute, entdeckte ich auf diesem Gesicht etwas Neues, etwas, das ich nicht als mein eigenes Wesensmerkmal erkannte: Ich fand es kraftvoll. Vielleicht war es die gleiche Kraft, die es Wolfgang ermöglicht hatte, sich unserem Vater zu widersetzen und Salzburg zu verlassen, um seinen eigenen Weg als selbstständiger Komponist in Wien zu gehen. Ich hätte es nie gewagt, mir solche Kraft auch nur vorzustellen, und hätte sie mit Sicherheit nie selbst aufgebracht. Wolfgangs Trotz hatte mich geschmerzt, weil ich, beladen mit der Aufgabe, mich um unseren Vater zu kümmern, in unserer öden Provinzstadt allein zurückgeblieben war. Doch nun erkannte ich in meinem eigenen Blick die gleiche Kühnheit.

Ich ging durch die Diele, klopfte an die Tür des Arbeitszimmers und trat ein.

Mein Gatte wandte mir sein schmales Gesicht zu und schlug den Pelzkragen seines Morgenrocks hoch. In seinen Augen las ich Verärgerung, die er hinter jener Unnahbarkeit verbarg, mit der er Bittsteller empfing, wenn sie um seine Beglaubigung irgendwelcher amtlicher Dokumente nachsuchten.

«Mein Bruder ist gestorben, möge Gott ihm ewige Ruhe gewähren.» Ich hielt ihm Constances Brief hin.

«Für Sie war er gewiss schon lange gestorben.» Er warf einen Blick auf den Schokoladenfleck auf dem Papier und zog eine Augenbraue hoch. Er bemerkte die Missbilligung auf meinem Gesicht und räusperte sich. «Möge der liebe Gott seiner Seele gnädig sein, meine Liebe.» Seine Stimme war so dürr wie sein Körper unter dem grauen Samt des Morgenrocks.

«Meine Schwägerin schreibt, er sei letzte Woche an einem Fieber gestorben.»

«Ich werde natürlich für ihn beten.» Er wischte den Brief beiseite und schickte sich an, sich wieder seinen Papieren zuzuwenden.

Gewohnt an Unterwürfigkeit, ging ich rückwärts zur Tür. Das Gesicht, das ich im Spiegel erblickt hatte, ließ mich jedoch innehalten.

Ich musterte meinen Mann. Er hatte mich geheiratet, um jemanden zu haben, der sich um den Haushalt und seine fünf lästigen Kinder kümmerte. Als wir heirateten, machte mein Vater mir klar, dass dies meine letzte Chance war, dem einsamen Leben einer alten Jungfer zu entgehen. In sieben Jahren hatte ich Berchtold drei weitere Kinder geschenkt, doch hatte ich eins der Mädchen in jenem Frühjahr nach nur fünf Monaten wieder verloren. Ich wusste, dass seine Zurückhaltung die Reserve eines Mannes war, der keine Wärme aufbringen konnte, der sich davor fürchtete, mich zu lieben, weil er Angst hatte, dass ich ihm wieder genommen werden könnte wie

seine beiden ersten Frauen. Mit seinen 55 war er fünfzehn Jahre älter als ich, betrachtete die Ehe jedoch als einen Ausdruck seiner Barmherzigkeit gegenüber einer alten Jungfer aus einer niedrigeren Gesellschaftsschicht. Liebe war nicht Teil des Geschäfts, das Papa und Berchtold gemacht hatten. Sogar meiner Jungfräulichkeit war ein pekuniärer Wert zugerechnet worden. Meine Mitgift wurde nach der Hochzeitsnacht um fünfhundert Florins erhöht, als Berchtold sich vergewissert hatte, mich intakt besessen zu haben.

Er blickte auf und atmete verärgert und geräuschvoll durch die Nase ein, weil er mich immer noch vor sich sah. Er klopfte mit der Hand auf die vor ihm liegenden Dokumente, um zu signalisieren, dass er sich auf sie zu konzentrieren wünschte – vielleicht eine Zollerklärung für Eisen, das aus den Minen jenseits des Abersees nach Salzburg transportiert worden war, oder ein Haftbefehl gegen einen Hurenbock, der nebenan in die Folterkammer im Haus seines Assistenten geschafft werden sollte.

Ich trat vor.

Er richtete seine Perücke, und ich sah darunter die bläuliche Kahlheit seines Schädels.

«Wolfgang glaubte, vergiftet worden zu sein», sagte ich.

«Bestimmt nicht. Lächerlicher Mensch. Überempfindlich.»

«Es hätte durchaus Intrigen gegen ihn geben können. So ist das in Wien nun mal.»

«Madame, was wissen Sie schon von derlei Dingen?»

«Ich habe nicht mein ganzes Leben in diesem Dorf verbracht, mein Herr. Ich weiß, wie es an Höfen und in Städten zugeht.» Dinge, die mein Mann, geboren im Dorf und erzogen im nahen Salzburg, eben nicht wusste.

Ihm entging die Anspielung nicht, und seine Lippen verkrampften sich. «Lassen Sie eine Messe für ihn lesen, und Schluss damit.»

«Ich möchte sein Grab besuchen.»

Er pochte mit seinen knöchigen Fingern auf den Schreibtisch. «Für eine solche Reise habe ich keine Zeit. Meine Arbeit hier ist dringlich.»

Ich wusste, dass dies ein Vorwand war. Er schloss sich in seinem Arbeitszimmer nicht deshalb ein, weil er amtliche Papiere durchsehen musste, sondern in der Absicht, den Anforderungen des gesellschaftlichen Lebens und den damit einhergehenden Kosten zu entgehen.

«Ich werde allein reisen», sagte ich.

«Allein?» Überraschung vertrieb die demonstrative Starre aus seinem Gesicht. Diese Entschlossenheit war er nicht gewohnt. In sieben Ehejahren hatte ich nichts anderes als Ehrerbietung und keinesfalls Unabhängigkeit an den Tag gelegt – ein Verhalten, das mir wegen meiner Pflichten während der Witwenschaft meines Papas zur Gewohnheit geworden war.

«Ich nehme Lenerl als Beistand mit», sagte ich.

«Das ist eine Reise von fünf Tagen. Und teuer.» Er wirkte verwirrt, perplex und leicht verzweifelt, sodass ich mich zu fragen wagte, ob er, mit meiner Abreise konfrontiert, in Erwägung zog, mich möglicherweise vermissen zu können.

«Ich trage die Kosten aus dem Nachlass meines Vaters. Ich werde Sie nicht damit belasten.»

«Dergleichen haben Sie noch nie getan», stammelte er. Er senkte den Blick zu Boden und zupfte mit den Fingern an seinem Pelzkragen herum.

An der Tür hielt ich, die Klinke schon in der Hand, inne, weil mich sein Gefühlsausbruch bewegte. Erinnerste ihn jeder Tod an seine eigenen Verluste, an seine verstorbenen Frauen und kleinen Kinder? Es war kalt im Zimmer, und ich sah, dass der Kamin nicht brannte, weil Berchtold Heizkosten sparen wollte, obwohl er bereits hinreichende Sicherheiten ange-

häuft hatte, um seinen Kindern ein komfortables Leben zu ermöglichen. «Johann», sagte ich.

«Ich rechne mit Ihrer baldigen Rückkehr, Madame.» Er brachte die Papiere auf dem Schreibtisch durcheinander und straffte sich. «Ihre Abreise kommt mir ungelegen und lässt meine Kinder ohne Aufsicht.»

«Ich werde so schnell wie möglich zu Ihnen zurückkehren.»

«Und wenn dem so ist, wollen wir nichts mehr von Ihrem Bruder oder fantastischen Verschwörungen gegen sein Leben hören.»

Für Berchtold waren alle Berufsmusiker gleich, unehrenhaft und verantwortungslos. Zweifellos ging er davon aus, dass Wolfgang lasterhaft und einsam in einer Kellerkneipe gestorben war. Wenn mein Bruder vergiftet worden war, wäre das gewiss geschehen, um irgendeine Missetat zu rächen. All das, was ich niemals toleriert hätte, war mein Mann zu unterstellen bereit.

«Sie werden von diesen Dingen nichts mehr hören.» Ich schloss die Tür.

In der Diele rief ich nach Lenerl, wies sie an, meine Koffer zu packen und die Kutsche meines Mannes kommen zu lassen.

Als meine Mutter starb, bekam ich einen so heftigen Weinkrampf, dass ich mich übergeben musste und tagelang im Bett blieb. Der Tod meines Vaters ließ mich in eine merkwürdige Finsternis sinken, aus der ich erst nach Monaten wieder auftauchte. Aber jetzt war ich selbst Mutter, und zwar eine Mutter, die den Verlust eines ihrer Kinder erlebt und zum Wohl der Kinder, die ihr geblieben waren, ihr Leben weitergeführt hatte. Auf übermächtige Gefühlslagen reagierte ich nicht mehr so empfindlich. Wenn ich dem Tod ins Auge blickte, war ich in der Lage zu entscheiden, auf welche Wange ich ihn schlagen wollte. Und so beschloss ich, nach Wien zu reisen.

Im Salon setzte ich mich ans Klavier, ein Hochzeitsgeschenk meines Vaters, und wärmte meine Finger unter den Achseln. Ich starrte gegen die schlichte Wandtapete, feine grüne senkrechte Streifen auf weißem Grund. Dahinter zitterte mein Mann in der Kälte und blickte finster auf die Dokumente auf seinem Schreibtisch. Du sollst *dies hier* von ihm hören, dachte ich. Ich spielte die Sonate in a-Moll, die Wolfgang nach dem Tod unserer lieben Mutter in Paris komponiert hatte.

Das dunkle und verstörende Eingangsthema klang sogar auf meiner ramponierten Tastatur richtig. Das Dis der rechten Hand kontrastierte mit dem unerbittlichen, um einen a-Moll-Akkord aufgebauten *Basso ostinato* der linken Hand. Das frenetische *Allegro maestoso* hämmerte ich heraus, als wollte ich es Wolfgangs Seele hören lassen, wo auch immer sie sein mochte.

«Ich komme, Wolfgang», flüsterte ich.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de